

### **"Interkulturelle Kommunikation" - ein modernes Schlagwort unklaren Inhalts? Dimensionen der Auseinandersetzung mit Japan**

"Interkulturelle Kommunikation" ist vielleicht weniger ein durch harte Arbeit erreichbares, konkretes Ziel, als vielmehr ein beflügelndes Schlagwort. In den folgenden Ausführungen ist es mein Anliegen, skizzenhaft auf einige Punkte hinzuweisen, bei denen mir ein Verlassen der Schlagwort-Ebene und eine noch sorgfältigere Beobachtung der Realität besonders dringend erscheint.

An den Ausgangspunkt meiner Überlegungen möchte ich die Tatsache stellen, dass bei uns englische und deutschsprachige Japaninformation in immer grösseren Mengen konsumiert wird, japanischsprachige dagegen nur in äusserst geringem Umfang. Von einer vertieften Auseinandersetzung mit einem ganzen Buch - geschweige denn mit einer grösseren Menge von Literatur zu einem Thema - kann wohl keine Rede sein. Dasselbe gilt für den Umgang mit den Medien wie Fernsehen oder Video: Unsere Diskussionen auch hier stützen sich auf alles, nur nicht auf die Gedankengänge der Menschen in ihrer eigenen Sprache.

Ich habe nur sehr selten erlebt, dass in Gegenwart japanischer Personen, Studenten, Gästen, Fachvertretern, sich deutsche oder englischsprachige Personen auf den Gebrauch der japanischen Sprache einigen; es scheint eine Selbstverständlichkeit, dass die japanische Seite sich sprachlich anpasst. Das gilt nicht nur hier in Europa oder Amerika: Auch in Japan wird meist selbstverständlich eine westliche Sprache gesprochen - wiederum sind es die Japaner, die sich anpassen (müssen). Die geradezu brutale Furchheit, mit der etwa viele unserer Lektoren in Japan ihre japanischen Schüler auf Deutsch oder Englisch drillen, würde wohl umgekehrt bei uns nie akzeptiert.

Bei der Informationsgewinnung aus einer Sprache heraus, die nicht die Originalsprache ist, haben wir meines Erachtens unser Augenmerk zunächst nicht, wie wohl vermutet, auf Uebersetzungsprobleme zu richten, also nicht auf die Frage, was gut und was nicht so gut von der einen in die andere Sprache übersetzt werden kann. Vielmehr müssen wir uns mit dem grundlegenden Problem konfrontiert sehen, dass aus dem natürlichen Fluss eines in einen zeitlichen und räumlichen Zusammenhang eingebetteten Denk-, Handlungs- und Kommunikationsprozesses eine verhältnismässig winzige Menge von Signalen herausgeschnitten werden, die dann in der Uebersetzungssprache Absolutheitscharakter annehmen.

### Der andere passt sich sprachlich uns an

Auf das Problem des Herausschneidens aus dem natürlichen Fluss des Japanischen möchte ich nachher eingehen. Zunächst sei die Frage gestellt: Gibt es nicht so etwas wie Anpassungshierarchien? Auf Grund welcher Faktoren entscheidet sich eigentlich, welche von zwei Seiten die Brücke zur anderen schlägt? "Interkulturelle Kommunikation" entpuppt sich nämlich als hohler Begriff, wenn damit gemeint ist, dass sich die Herzen zweier Kulturen irgendwo in einem neutralen Mittelfeld - oder auf einer Brücke oben - treffen: Stets muss eine Seite etwas weiter, oder vielleicht sogar ganz, und auch ganz alleine, über die Brücke gehen, bis ans andere Ufer.

Gibt es also eine Hierarchie, die besagt, dass Anpassungen etwa vom gesellschaftlich Niedrigeren zum Höheren, oder von Dialekt zu Hochsprache, oder eben auch von asiatischer zu europäischer Sprache zu verlaufen haben? Die Frage kann hier in allgemeiner Form nur gestellt werden. Tatsache ist es zumindest, dass spezifisch für Japan ein Denken in Anpassungshierarchien sehr wohl eine Realität darstellt, und eine Art Prinzip der Anpassung des asiatischen an den westlichen Sprecher stillschweigend (wenn auch seit vielleicht etwa 15 Jahren teils sehr widerwillig) befolgt wird.

Wie sieht denn, ganz grundsätzlich, japanisches Verhalten in Hierarchien aus? Etwas verallgemeinernd möchte ich behaupten, dass in Japan Systeme menschlicher Bindungen - also auch hierarchische Systeme - von Erwartungen geprägt sind, die in ihrer existenziellen Wichtigkeit sehr hoch veranschlagt werden. Natürlich dürfte jede kommunikative Handlung eines Menschen an bestimmte Erwartungen geknüpft sein, doch stützen sich die japanischen Erwartungen auf Reziprozität in einem ziemlich engen Sinne. In Japan liegt nämlich ein erstaunlich bewusst wahrgenommenes Regelsystem vor, wonach jemand nicht einfach etwas tut, sondern etwas in Bezug zu einer konkreten Person tut, die auch Garant für die erwartete Gegenleistung ist.

Die Regeln dieser Reziprozität sind also vergleichbar mit westlichen Konventionen wie das Vorausgehenlassen einer Dame, das heißt, stehen in engem Bezug zu konkret auszuführenden körperlichen - und keineswegs, oder keineswegs nur verbalen - Handlungen. Lapidar ausgedrückt, *sage* ich innerhalb einer Hierarchie nicht einfach dies oder das, sondern ich renne, bücke mich, lächle, strecke die Hand aus, gebe ein Geschenk, tue einen Gefallen o.ä.

Hat nun, so möchte ich fragen, das in sehr hohem Grad durch (in körperlichem Sinn) handlungsbezogene Konventionen geprägte Verhalten in hierarchischen



Gebilden in Japan möglicherweise Auswirkungen auf das Erleben einer Beziehung, bei der die Sprache des andern als hierarchisch höher eingestuft wird als die eigene? Bestehen auch da insgeheim Erwartungen bezüglich reziproken (körperlichen) Verhaltens?

Ich finde es interessant, in diesem Zusammenhang nicht für Ausländer geschriebene japanische Memoiren über Aufenthalte im Westen anzusehen. Aus solchen Memoiren spricht oft genug die Tatsache, dass die gewissenhafte Einhaltung bzw. Bestätigung des Vorrangs der westlichen Sprache im japanischen Sprecher dieser westlichen Sprache auch Erwartungen bezüglich einer "Rückzahlung" für diese Gewissenhaftigkeit weckt. Diese Erwartungen werden aber praktisch nie erfüllt, und könnten meist auch gar nicht erfüllt werden. Es ist dann beklemmend zu sehen, mit welcher Wut oder Verachtung japanischsprachige Personen über den hierarchisch Höherstehenden, der nicht erwartungsgemäss gehandelt hat, herfallen können.

So argumentiert etwa der Journalist Hidaka Yoshiki zu dem im Frühjahr 1994 vom damaligen Premierminister Hosokawa ausgesprochenen "Nein" zur amerikanischen Forderung nach einer quantitativ überprüfbaren Oeffnung des japanischen Marktes wie folgt:

*"Eine Beziehung zwischen zwei Erwachsenen", das bedeutet für Amerikaner "eine Beziehung zwischen zwei Menschen, die überhaupt keine Lebenskoordinaten gemeinsam haben" (mattaku tanin). In einer durch Zank geprägten Gesellschaft (kenka shakai) wie der amerikanischen bedeutet [eine Beziehung zwischen zwei Erwachsenen] "eine Beziehung, in der man auch darauf gefasst ist, dass aufeinander eingeschlagen werden kann". Mit anderen Worten, als Hosokawa nach Washington zog, hat er mit seiner Aussage "die Beziehung zwischen Japan und Amerika ist nun zu einer Beziehung zwischen reifen Erwachsenen geworden" seine Bereitschaft zu einem Aufeinander-einschlagen kundgetan.*

*[...] Hosokawa glaubte daran, dass Recht und Stärke auf seiner Seite seien [..., dass,] wenn [Amerika] Vergeltungsmassnahmen ergreife und gegen Japan vorgehe, Amerika dann den [eigenen] Unternehmen und der eigenen Bevölkerung Schaden zufüge. [...]*

*In diesem Punkt hatte Hosokawa sicher recht; wenn Amerika angesichts der mit Japan eng verflochtenen Wirtschaft auf Japan loshauen würde, träfe dies mit Sicherheit auch die eigene amerikanische Wirtschaft. Aber:*

*Die Amerikaner folgern daraus [eben] nicht, dass sie deswegen nicht draufloshauen sollten.*

Aus diesen Worten von Hidaka Yoshiki - notabene ehemaliger Gastprofessor in Harvard - spricht eine für Japan charakteristische Ambivalenz. Einerseits ist eine gewisse Bewunderung spürbar für eine hierarchisch hochgestufte westliche Kultur mit ihrem abstrakt-prinziporientierten Denken. Andererseits spricht aber aus seinen Worten auch eine tiefe Verachtung für eben diese westliche Kultur.

Derartige Verachtung spiegelt sich auch in der *Asahi* Zeitung vom 14.8.94:

*Die Demokratie, die Japan nach dem Krieg als Modell diente, ist im Westen entstanden; [sie baute dort auf die] Grundlage des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wohlergehens [auf], das sich auf die Kolonialisierung der Länder Afrikas und Asiens stützte.*

Hier stellt sich für uns nicht die romantische Frage nach dem Gelingen von "Interkultureller Kommunikation", hier geht es darum: Welche kommunikativen Mittel zu einer adaequaten Reaktion auf diese Verachtung besitzen wir?

Wir passen uns sprachlich dem andern an

Täten wir also nicht besser daran, die japanische Sprache zu benutzen, um den japanischen Sprecher nicht zur krampfhaften Anpassung an ein von ihm als hochstehend eingestuftes Sprachsystem zu zwingen? Doch wenn *wir* es nun sind, die über die Brücke zum andern gehen, will dann der andere uns überhaupt auf seiner Seite der Brücke sehen?

Wir vergessen oft, dass Sprache etwas sehr Intimes ist, etwas, das nicht nur als Transportmittel dient, um Informationen hin- und herzuschieben; gesprochene Sprache *ist* der Sprechende selbst, gesprochene Sprache *bin* ich selbst. Ich kann nicht sprechen, ohne mich dabei exhibitionistisch zu verhalten. Als Korrelat dazu gibt es sehr wohl die Unwilligkeit, eine andere Person in unsere Sprache und damit quasi in uns selbst hereinzulassen.

Das Phänomen des regelrechten sprachlichen Aussperrens zwecks Behütung der Intimsphäre ist mir aus der Sprache meiner eigenen Heimat - dem städtischen Berndeutschen - sehr wohl bekannt.<sup>2</sup> Hier dient die berndeutsche Sprache aktiv als Schutzschild gegen Horrorvisionen wie "ich muss das Eigene einer abstrakten - mit dem Schriftdeutschen assoziierten - Norm opfern". Im weiteren

<sup>2</sup> Vgl. dazu etwa: Koller, Werner: *Deutsche in der Deutschschweiz*. Aarau (Sauerländer) 1992.



vermittelt der Gebrauch des Berndeutschen eine Reihe wohliger Gefühle, zum Beispiel: "Ich bin stark, weil ich ohne Mühe die vielen nicht Berndeutsch Sprechenden ausschliessen kann", oder "Ich kann bequem kommunizieren, weil der andere Sprecher derselben Lokalsprache von mir nicht Ausgesprochenes ergänzt".

Wenn wir nun auf das Japanische blicken, so zeigt sich in vielen Bereichen, dass der nicht vollständig ausgeführte Gedanke, der halfertige Satz, die andeutungsweise Kommunikation bei weitem nicht nur etwas ist, worauf auch der japanische Sprecher aus Gründen des Wohlgefühls Wert legt. Vielmehr sind im Japanischen diese Erscheinungen ein Zeichen höflicher und auch ästhetisch schöner Kommunikation, das heisst, sie unterliegen nicht nur der Steuerung durch dumpfe Gefühle, sondern auch durch strenge und klare Regeln anständigen Verhaltens. Japaner sind sicher nicht, wie sie gern behaupten, naturgegeben so sensibel, dass sie ihre Gedanken gegenseitig erfüllen können; von klein auf sind sie aber dazu erzogen worden, aus Anstandsgründen die eigenen kommunikativen Signale meist weit über das bei uns übliche Mass zu reduzieren und dafür selbst intensive Interpretationsarbeit zu leisten.

Auf der praktischen Ebene werden dabei, wie etwa die Arbeiten von Mizutani<sup>3</sup> oder Aoki/Okamoto<sup>4</sup> gezeigt haben, besonders in höflicher Sprache Gedankengänge durch den Sprecher und den Angesprochenen zusammen erarbeitet. (Statt zu sagen: "Ich bin letzte Woche nach Hakone gegangen", sagt A zunächst nur: "Letzte Woche, nach Hakone". Dann ergänzt B: "Sind Sie gegangen?" Worauf A bestätigt: "Ja, bin ich gegangen". B nimmt diese Aussage auf mit einem: "Ach, so ist das", und signalisiert dabei durch heftiges Nicken, dass A jetzt seinen Gedanken weiterentwickeln soll.)

Das Japanische ist also ein Kommunikationssystem, das in sehr hohem Grad auf kommunikative Mitspieler zählt, die von sich aus in der Lage sind, von der Gesamtsituation her geschickt zu extrapolieren. Es gibt jedoch keine simple Regel, die besagt: "Sprich wenig, der andere wird dich schon verstehen!" In diesem Zusammenhang eine kleine Illustration: Einer der Direktoren der für ihre Elektrogeräte bekannten Firma Omron fragte mich, warum es denn für Ausländer so schwierig sei, sich in rangniedrigerer Stellung korrekt zu verhalten. Vom Rangniedrigeren erwartet der Ranghöhere ganz präzise, ausführliche Berichte, keine vagen Andeutungen. Mache man aber, so der Omron-Direktor, diesen Punkt einem Ausländer klar, dann beginne dieser, seine Vorgesetzten mit endlosen Erläuterungen zu belästigen. Da zeigte mir der Omron-Direktor, wie

<sup>3</sup> Mizutani Osamu and Mizutani Nobuko: *How to be Polite in Japanese*. Tokyo (The Japan Times) 1987.

<sup>4</sup> Aoki Haruo and Okamoto Shigeo: *Rules for Conversational Rituals in Japanese*. Tokyo (Taishūkan) 1988.

sich ein Japaner verhalten soll. Er holte einen Ordner, der in drei Teile geliedert war. Im ersten Teil fanden sich nur wenige wichtige Stichworte - diese müssen dem Höherstehenden unter allen Umständen vermittelt werden. Dann aber wird der Höherstehende die kommunikative Initiative übernehmen und entweder das Gespräch beenden oder aber nach weiteren Details fragen. Diese weiteren Details befinden sich im zweiten Teil des Ordners. Und wenn nun doch noch ein längeres Gespräch nötig wird, kann der Vorgesetzte noch mehr Details anfordern, die dann im dritten Teil des Ordners bereitstehen.

Kurzum, unser Uebergang über die Brücke in den Bereich des Japanischen bringt uns in Berührung einerseits mit einem Phänomen, das auch wir besonders aus unseren Dialekten kennen, nämlich der Existenz eines Sprachsystems, das in hohem Grad als intim empfunden wird und in dem man auch allerlei Bequemlichkeiten genießt. Andererseits aber kommen wir in Japan mit einem Regelsystem in Berührung, das aus Anstandsgründen sprachliche Kommunikation in vielerlei Hinsicht einschränkt und es somit dem Fremden verunmöglicht, sich auf der japanischen Seite der Brücke kommunikativ herumzutasten.

#### Wir passen und sprachlich, aber nicht in unserem Gesamtverhalten an

Gehen wir nun davon aus, dass der Ausländer doch über die Brücke ins Japanische gelangt, weil die Benutzung des Japanischen wegen Fehlens einer anderen gemeinsamen Sprache unumgänglich ist. Sicherlich mag in diesem Fall die Kommunikation schlecht und recht funktionieren. Folgendes ist aber zu beachten: Viele der Eigenschaften der grossen westlichen Standardsprachen lassen sich nicht auf Sprachen wie das Berndeutsche oder das Japanische übertragen, deren Sprecher keine Routine besitzen, ihre Sprachen aus dem Munde eines x-beliebigen Sprechers und ausserhalb ihres ureigenen Kontextes zu vernehmen. In solchen Sprachen, so können wir wohl behaupten, besteht eine sehr hohe Erwartung, dass die sachliche Kommunikation mit einer passenden Selbstpräsentation verknüpft ist; in solchen Sprachen teilt die nicht erwartungskonforme Verknüpfung von Sachkommunikation und Selbstpräsentation auf schreiende Weise mit, dass der Sprecher fremd ist. Eine derartige Situation wird mit Sicherheit von Sprechern der grossen Standardsprachen anders gehandhabt als von Sprechern etwa des Japanischen, und sei es nur insofern, als letzteren keine allgemein bekannten Verhaltensmuster zur Verfügung stehen, um damit fertig zu werden.

Im Berndeutschen kann ich mir schwer vorstellen, dass eine Beherrschung der Sprache bei gleichzeitig fehlerhafter Anpassung an die für die



Sprachgemeinschaft charakteristischen Handlungsnormen und Wertevorstellungen toleriert würde. Zweifellos würde der von aussen kommende Sprecher in einem solchen Fall hinausgedrängt auf die Ebene des Schriftdeutschen oder gar Englischen, wo die Kommunikation unter Ausklammerung wichtiger, aber "intimer" Informationsstücke stattfindet.

Der japanische Sprecher wird, anders als der berndeutsche, den Japanisch sprechenden Nichtjapaner nur dann auf die Ebene einer neutralen Sprache - im Prinzip das Englische - hinausdrängen, wenn er diese genügend gut kann. Gegenüber einer Beherrschung der japanischen Sprache bei gleichzeitig fehlerhafter Anpassung an Handlungsnormen und Wertevorstellungen ist der japanische Sprecher jedoch, ich wie meine, nicht weniger intolerant als der berndeutsche; diese Intoleranz widerspiegelt die Strenge, ja Unerbittlichkeit, mit der seine Erziehung korrektes Gesamtverhalten - und eben nicht nur korrekte Sprache - betont hat.

Eine kurze Illustration zu diesem Punkt: Im Bereich der sprachlichen und aussersprachlichen Signalisierung von Hochschätzung mag es gewisse Parallelen zwischen dem japanischen und dem deutschen Empfinden geben. Dies ist aber sicher nicht der Fall beim Korrelat zur Hochschätzung, nämlich der Selbsterniedrigung. Dabei darf wieder nicht vergessen werden, dass Selbsterniedrigung nicht nur aus einem Arsenal von besonderen Substantiven und Verben besteht, sondern aus Handlungsweisen, beispielsweise steter Signalisierung von Entschuldigungsbereitschaft, oder grosser Zurückhaltung beim - wie man es in Japan nennt - "Stören Anderer" (zum Beispiel durch das Stellen von Fragen), oder dem Tabu der Verleihung positiver Merkmale an Personen der eigenen Gruppe; ich habe also keine "tüchtige Sekretärin", keinen "tollen Vorgesetzten" und keine "liebe Frau" zu haben.

Viele der genannten Signale der Selbsterniedrigung können wir schlichtweg nicht geben, und doch ist es gerade die Signalisierung, wie man sich selbst und alles, was zum eigenen Umfeld gehört, einschätzt, auf die die japanische Kommunikation bis in ihre informellsten Varianten grösstes Gewicht legt.

Wie intensiv sich Japaner mit diesem uns überhaupt nicht als Problem bewussten Gebiet der Selbsterniedrigung beschäftigen, mögen folgende 2 Episoden beleuchten:

1) Ich fragte einen japanischen Mitarbeiter, der an einem Abend in unseren Seminar einen Film zeigte, ob alles gut gegangen sei. Der bereits an deutsche Kommunikationsformen gewöhnte Herr begann mit der Antwort: *totemo*

*yoro(kobimashita)* - "alle waren sehr erf(reut)". Er sprach aber diesen Satz nicht zu Ende und korrigierte sich hastig: *isshôkenmei mite imashita* - "alle haben intensiv zugeschaut". Die Korrektur geschah, wie ich meine, deshalb, weil die Selbstpositionierung im ersten Satz falsch war: Man kann nicht selbst zum Ausdruck bringen, dass andere grosse Freude hatten an etwas, was man selbst getan oder gezeigt hat. Die Verbesserung in: "Alle haben intensiv zugeschaut" hingegen sagt etwas Positives über die Zuschauer aus, lässt jedoch die Möglichkeit zu, dass die eigene Handlung nicht so gut war.

2) Die zweite Episode, die ich mir notierte, betrifft einen japanischen Gast, der in einem Restaurant einen Schokoladekuchen bestellte. Der deutsche Kellner sagte höflich: "Ich habe leider keinen heute." Ich hatte zunächst die grösste Mühe zu begreifen, warum der Japaner über diese Wendung äusserst irritiert war. Das Problem bildete das Wörtchen "ich". Vielleicht wäre tatsächlich auch im Deutschen "Wir haben leider keinen heute" etwas üblicher gewesen, auf mich wirkte das "ich" allerdings eher noch sympathischer als das etwas grossspurig tönende "wir". Der Japaner hingegen hatte ganz andere Gefühle, nämlich: Wieso erniedrigt der Kellner nicht das ganze Restaurant, dessen Bestandteil er doch ist? Warum tut er so, als ob das Nichtvorhandensein des Kuchens einfach seine eigene Sache sei? Das, was den japanischen Gast also erzürnte, war nicht Unhöflichkeit, sondern die in seinen Augen schlampige Selbstpositionierung.

Diese Beispiele sollen zeigen, dass die Verknüpfung von sachbezogener Aussage mit korrekten inneren Gefühlsstrukturen - also nicht korrektes Sprachverhalten, sondern korrektes Gesamtverhalten - im Japanischen einen so hohen Stellenwert besitzt, dass nur halbwegs korrektes Sprechen erheblich weniger zu Kommunikation beitragen dürfte als im Falle einer der grossen westlichen Standardsprachen, die in geringerem Masse an Person, Ort und Raum gebunden sind.

#### Sprache und Handeln als Spiegel von Wertesystemen

Wie ich zu zeigen versucht habe, geschieht es sehr oft, dass etwas, was auf der einen Seite der Brücke nicht nur nicht normgemäss ist, sondern auch die Gemüter in Wallung versetzt, auf der anderen Seite der Brücke kaum bemerkt oder überhaupt nicht als Fehler registriert würde. Ich möchte nun die Frage stellen, ob es Bereiche gibt, in denen der von aussen Kommende Fehler begehen darf, und Bereiche, wo schon geringstes Fehlverhalten heftigste Irritation auslöst.

Ich erachte es für sinnvoll, diese Frage von der Beobachtung derjenigen Prozesse her anzugehen, durch die in einem jungen Menschen Wertmassstäbe



entwickelt werden, von der Beobachtung der Prozesse also, die den inneren Kompass eichen, mit dem man in seiner Kultur auf sensible Situationen zusteuern soll.

Ermahnungssituationen stellen solche Prozesse dar. Ich kann hier nicht in Einzelheiten gehen, doch lässt sich wohl sagen, dass japanische Erziehende - also etwa Mütter, Lehrer oder *senpai* (Personen, die in einer Organisation länger dabei waren als man selbst) - sich sehr stark um Vermittlung des Bewusstseins bemühen, dass sich, und wie sich, eine Person plazieren soll gegenüber einer anderen Person. Die entsprechenden Ermahnungen besagen, dass man unter anderem folgende Verhaltensweisen ständig zu praktizieren habe:

- *atama o tsukau* - den Kopf benutzen, d.h. seine Urteilskraft anwenden, um das eigene Verhalten zu bestimmen, bevor die andere Person irgendwelche Signale von sich gegeben hat;
- *kejime o tsukeru* - sich bewusst werden, von was für einer inneren Einstellung her eine Handlung einer bestimmten Person gegenüber geprägt sein muss;
- *hansei suru* - in sich hineinschauen; eine misslungene Situation durch Selbstreflexion und Selbst-Repositionierung wieder ins Lot zu bringen versuchen;
- *mitsumeru* - etwas ganz intensiv betrachten; sich ein genaues Bild von etwas verschaffen, um präzise und angemessen darauf zu reagieren;
- *minuku* - durchschauen; sich selbst auf einen Sachverhalt einstellen, der noch nicht deutlich erkennbar ist.

Auffällig an diesen Ermahnungen ist das Prinzip gewissermassen der "Unberührbarkeit des Andern", und als Korrelat dazu, das Prinzip der überlegten Gestaltung seiner selbst, um mit einer gegebenen Realität zurechtzukommen.

Die japanischen Erziehungsprozesse betonen noch weitere Grundverhaltensweisen, etwa die Bemühung um die möglichst tadellose Beherrschung komplex strukturierter Form. Dies zeigt sich zum Beispiel im Rahmen der Strenge, mit der die Schriftzeichen geübt, aber auch bei der Unerbittlichkeit, mit der die *aisatsu* (Gruss- und Abschiedshandlungen) oder *hōkoku* (Rapporte an Höherstehende) trainiert werden. Die Erziehung macht mit anderen Worten bewusst, dass sich alle Situationen, wo sich Mensch und Mensch nahekommen, durch fehlerlose Strukturiertheit auszeichnen haben. Mit Sicherheit ergeben sich aus einem derart - man möchte sagen: pingeligen - Training der Selbstbetrachtung ebenso wie der Selbst-Durchgestaltung eine grosse Sensibilität als auch Intoleranz gegenüber Fehlverhalten anderer gerade in diesen zwei Bereichen.

"Interkulturelle Kommunikation" findet also sicher nicht in einem luftleeren Raum statt, sondern sozusagen auf einem Schachbrett mit wertemässig vordefinierten Feldern. Feine unbewusste Grenzziehungen zwischen diesen Feldern zeigen sich oft ganz plötzlich, wenn etwa eine ans japanische Schachbrett gewöhnte Person unser Schachbrett, und damit unsere scheinbar recht willkürlichen Grenzziehungen wahrnimmt. Hierzu notierte ich mir folgende Situation: Ein japanischer Gast beobachtete in einer hiesigen Metzgerei, wie mit peinlichster Genauigkeit der Laden sauber gemacht, die Fensterscheiben gereinigt, und mit einem Plastikhandschuh die Fleischstücke hervorgeholt wurden. Doch dann zog der Metzger sein Taschentuch heraus, schneuzte herzhaft seinen Naseninhalt hinein und wandte sich mit einem Grinsen wieder den Kunden zu. Dem japanischen Gast fiel die Widersprüchlichkeit viel schneller auf als mir: Da lag offenbar eine Trennungslinie vor, nämlich eine, die der sorgfältigen Durchgestaltung einer ausserhalb des Menschen liegenden Sache hohen Wert beimisst (der Schönheit und Sauberkeit des Ladens, der Scheiben, des Fleisches), hingegen der Durchgestaltung des Umgangs mit dem menschlichen Körper niedrigeren Wert. Solche unbewussten Trennungslinien könnten - dies bezeugt der entsetzte Beobachter - auch ganz anders gezogen werden.

Unbewusste Grenzziehungen bleiben meist lange unentdeckt und damit unkorrigierbar. Nicht weniger problematisch sind aber auch diejenigen Grenzziehungen, die wir bewusst handhaben, da wir hier ja eine Anpassung an eine andere Norm gar nicht wollen. Gewissermassen packen wir dann jenseits der Brücke im Restaurant des anderen unseren eigenen Imbiss aus.

Solche bewussten Grenzziehungen vollzieht manch eine japanische Person, wenn sie bei uns einen ältesten - in ihren Augen erbberechtigten - Sohn deutlich anders behandelt als einen jüngeren Sohn, oder einen jungen Mann deutlich anders als eine junge Frau. Die Grenzziehungen hier widersprechen aber unserer Vorstellung von "Mensch" meist zutiefst.

"Was ist 'Mensch'?" - diese Frage gehört sicher in allen Kulturen zu den Grundfragen, für die Glaubens- und Auffassungssysteme Antworten herausbildeten, an denen man sich meist bewusst orientiert. Bekennen wir uns beispielsweise zu Ansichten, dass der Mensch selbstbestimmt und nicht abhängig von einer Ahnenreihe oder einem Gruppenkontext sei, so ist für uns dieses Bekenntnis in der Regel von derart hoher existenzieller Relevanz, dass wir es nie und nirgendwo in Frage stellen könnten. Ich glaube aber nicht, dass die Mehrzahl der Menschen in Japan, deren Erziehung von der Idee von



gesellschaftlicher Verantwortung durch Bekenntnis zu Abhängigkeiten geprägt ist, eine Mensch-Definition wie die unsere zu verorten wüsste.

#### Schriftlichkeit

Kommunikation findet nicht nur über das Medium der gesprochenen Sprache in Begegnungen statt, sondern auch etwa über die Schrift. Wir reflektieren eher selten über das Wesen von Schrift, doch aus vielen Kulturen wissen wir, dass Geschriebenes alles andere bedeutet als Fixierung von Gedanken. Im Gegenteil: Viele Menschen auf dieser Welt sind der Meinung, Papier sei ein blosser Fetzen, der verbrennen kann, wohingegen ein konkreter Mensch mit seiner mündlichen Aussage Korrektheit, Richtigkeit und Verbindlichkeit verbürgen kann.

Ich habe öfters Gelegenheit, mich mit musikalischen Notenschriften zu beschäftigen. Dabei finde ich immer wieder bestätigt, dass unsere moderne Notenschrift unter den Notenschriften der Welt nicht die Regel, sondern die Ausnahme bildet. Viel normaler dagegen - in globalem Vergleich - waren die Notationen des Mittelalters, die im wesentlichen Gedankenstützen darstellten und kein Eigenleben besaßen ausserhalb einer konkreten Aufführungspraxis. So waren sie denn auch - wie wir sagen würden - lücken- und bruchstückhaft.

Wir dürfen wohl behaupten, dass erst spezifische Entwicklungen, die im europäischen Mittelalter einsetzen, die Feinanalyse wahrnehmbarer Vorgänge auf der Grundlage ihrer Aufspaltung in nicht mehr sinntragende Einzelelemente systematisch vorantrieben. Diese Einzelelemente liessen sich dann schriftlich erfassen und in dieser Form als Bausteinchen zur Verfügung stellen. Erst in dem Moment, wo die durch Analyse gewonnenen Kleinstbausteinchen (wie einzelne Tonhöhen oder Rhythmuswerte) als Strukturmaterial zur Verfügung standen, konnte ein Universalitätsgedanke aufkommen, in dem Sinne, dass Material unabhängig von Kontext handhabbar sein soll. Ein x-beliebiger sogenannter "Komponist" konnte nun unter Verwendung von Notenschrift unabhängig und nach eigenem Willen ein Musikstück schaffen und dieses wiederum mittels der Schrift gemäss seinem Willen als endgültig fixieren.

Klassische japanische Musik dagegen ist nicht vom Prinzip der Auflösung der einzelnen Parameter in völlig abstrakte Einzelteile ausgegangen und arbeitete immer mit Elementen, die noch sinntragend waren, in sich noch äusserst komplex gestaltet blieben und auch nur innerhalb eines aufführungspraktischen Kontexts etwa einer Ueberlieferungsschule gelernt und geübt werden konnten.

Die Errungenschaft von Kontext-Unabhängigkeit musikalischen Materials, ermöglicht durch Analyse und Reduktion in Verbindung mit Schriftlichkeit als Fixierungsmechanismus, war für die Musik nicht nur ein Gewinn. Im Unterschied etwa zu japanischer oder arabischer Musik betont die klassische westliche nämlich nur diejenigen Parameter, die sich in einer analytischen Schrift gut erfassen lassen: Proportionalen Rhythmus, Tonstufen, Harmonie. Die künstlerische Gestaltung jedoch von Zwischentönen, Tonschattierungen, komplexen Rhythmen, agogischen Feinheiten, Tonfarben, ebenso wie der ganze riesige Bereich der musikalischen Improvisation, sind in erschreckendem Masse unentwickelt geblieben.

Nun muss ich gestehen, dass für mich die Lektüre nicht weniger japanischer Bücher und Aufsätze nicht nur wegen der chinesischen Schriftzeichen mühsam ist. Viel mehr ins Gewicht fällt die Tatsache, dass der Inhalt - auch wenn er von einem namhaften Wissenschaftler stammt - sich mir nicht sofort mitteilen will. Ich bleibe regelmässig an der Frage hängen, was sich denn der Schreiber wohl gedacht haben, welche Aussage und welcher Plan ihm bei seinem Schreiben vorgeschwebt haben, welche Leser er wohl im Kopf gehabt haben mag.

Fraglos gibt es bestimmte japanische Textsorten - etwa Protokolle oder naturwissenschaftliche Schriften - die sachlich klar und knapp gefasst sind. Besonders aber gedankliche Auseinandersetzungen mit einem Thema sind oft seltsame Gebilde. Seltsam in mindestens zweierlei Hinsicht: wegen des fehlenden Argumentationscharakters, und wegen der Winzigkeit, ja oft Nichtigkeit des beschriebenen Gegenstandes.

Zum fehlenden Argumentationscharakter kann ich hier nur als Anregung zum Nachdenken auf eine klassische ostasiatische Theorie des Schreibens hinweisen. Danach hat Schreiben etwas mit Wasser zu tun, das heisst, mit Tusche sichtbar gemachtes Wasser wird mit einem Pinsel so zu Papier gebracht, dass die vom Schreiber gehegten, gebündelten inneren Energien im Fliessen des Wassers ihren Ausdruck finden. Schreiben ist demnach etwas Innerliches, das durch Einswerdung mit Wasser so wie es gerade ist, in seiner ganzen geometrisch-aesthetischen Unfertigkeit sichtbar wird. Dieses Geschriebene sagt also etwas über den Schreibenden aus, ohne auf konstruierte Präzision zu beruhen, die den Leser zwingend auf genau den vom Schreiber beabsichtigten Gedanken festlegt.

Selbstverständlich kann nicht jede Schreibtätigkeit in Japan mit diesem "Fliessenlassen von Wasser" unmittelbar in Verbindung gebracht werden. Dennoch würde ich mich nicht scheuen, der Schriftkultur Japans einen sehr "normalen" Umgang mit Schrift zuzusprechen, normal im Sinne unserer



mittelalterlichen Musiknotation, die Gedanken eher freisetzen als fixieren will, und die Bestandteil einer mündlichen Tradition und damit von konkreten menschlichen Begegnungen an einem konkreten Ort in einer konkreten Befindlichkeit bleibt.

Beim Faktor Winzigkeit, ja Nichtigkeit des beschriebenen Gegenstandes haben wir, wie ich meine, uns erst recht von der Idee zu distanzieren, Schreiben wolle grundsätzlich den unbekanntem Menschen erreichen. Vielmehr sollten wir uns vor Augen halten, wie eng, in sich geschlossen und durch vielerlei Fixierungen auf andere konkrete Personen geprägt die Abertausenden von japanischen Studiengruppen sind, aus deren Mitte ein grosser Teil des Schrifttums stammt, für das wir uns interessieren. In diesen engen Kreisen findet eine streng gehandhabte Ordnung durch Feinstverteilung der Aufgabengebiete statt, was dazu führt, dass sich jeder einzelne geradezu ängstlich auf das ihm zugewiesene Gebiet beschränkt. Nicht übersehen dürfen wir überdies, dass sich die einzelnen Aufgabengebiete auf einen laufenden Diskurs beziehen, der sich im Schriftlichen meist überhaupt nicht spiegelt, von uns aber als eine Art Hintergrundfolie mitgedacht werden müsste.

Die schriftlichen Zeugnisse einer anderen Kultur sind oft genug nicht einmal von der Idee her unabhängig von Zeit und Raum; sie wollen gar nicht universell, geschweige denn interkulturell verstehbar sein. Gerade auch in Japan orientieren sich Schreiber, wenn sie ihre eigene Sprache schreiben, an dem global gesehen eigentlich normalen Prinzip, Geschriebenes im Rahmen von engen Bindungen in Raum und Zeit zu belassen.

#### Schlussbetrachtungen

Japan ist nicht grundsätzlich eine exotische Kultur, und seit weit über 100 Jahren hat es auch praktisch alle unsere Werte und Normen bewusst rezipiert und in sich aufgenommen. Jedoch, die Idee von Kommunikation scheint bei uns im Westen heute etwas viel Einheitlicheres zu sein als in Japan. Zumindest gibt es in unseren Erziehungspraktiken im häuslichen Umfeld die Tendenz, grossen Wert auf das Aussenden von möglichst einschichtigen, sprachlichen Signalen zu legen, wobei diese Signale ihrerseits von der Idee der Unabhängigkeit von Zeit und Raum geprägt sind, also von der Idee, dass sie aus sich selbst heraus kommunizieren könnten. Die japanischen Erziehungspraktiken im häuslichen Umfeld dagegen legen meist hohen Wert auf das Interpretieren von Signalkonglomeraten; dabei lässt sich beobachten, dass eine Vielzahl unterschiedlicher Kommunikationsstile mit all ihren spezifischen Bindungen an Zeit und Raum oft auffallend "fatalistisch" hingenommen wird, das heisst,

Unverstandenes setzt nicht zwingend einen Prozess des Begreifenwollens in Gang.

Im übrigen ist es in Japan auch geradezu faszinierend, zuzusehen, wie virtuos ein und dieselbe Person die Nichteinheitlichkeit von Kommunikation pflegt und unterschiedliche Kommunikationstypen anwendet, je nachdem, ob sie mit Familienmitgliedern, Nachbarn, Mitarbeitern oder gänzlich Fremden spricht. Hier spielt sehr deutlich das im japanischen Familienumfeld gelernte Prinzip *kejime o tsukeru* - "sich bewusst werden, von was für einer inneren Einstellung her eine Handlung einer bestimmten Person gegenüber geprägt sein muss". Im familiären Umfeld tritt dabei etwa das Selbsterniedrigungsprinzip zurück, zugunsten einer oft lautstarken Auseinandersetzung um Reziprozität.

Auf eine in kommunikativer Hinsicht besonders interessante Personengruppe sei noch extra hingewiesen. Es handelt sich um diejenigen Personen, die sich genau am überkommenen Wertesystem orientieren, aber in der Form, dass sie es sich bewusst gerade nicht zu eigen machen. Besonders bei Personengruppen, die wir vielleicht als links-intellektuell bezeichnen könnten, wirken die Spezifika japanischer Werte wie ein Photonegativ, das auf der Handlungsebene mit umgekehrten Vorzeichen erscheint.

In Japan mag das Schlagwort "Interkulturelle Kommunikation" vor allem den Wunsch nach einer Befindlichkeit artikulieren, und weniger ein technisch konkretes kommunikatives Programm. Sicherlich bedeutet es mindestens: Besser Englisch lernen! Wenn wir als Europäer jedoch den Begriff "Interkulturelle Kommunikation" verwenden, sollten wir uns, treu unserer Art, etwas genauere Gedanken machen darüber, was eigentlich vor sich gehen soll.

Auf Grund des hohen Stellenwerts, den wir dem Prinzipiellen zuordnen, vergessen wir leicht, in Japan die Spezifika von konkretem Ort und konkreter Situation wahrzunehmen. Die konkreten Personen und Situationen, welche Form und Inhalt der Kommunikation wesentlich mitgestalten und sich dabei auf einen oft schwer zu entziffernden Diskurs beziehen, sind aber bei bloss kurzen Begegnungen kaum zu erkennen, und vor allem teilen sie sich auch auf schriftlichem Wege nicht unbedingt mit. Treten wir somit nur durch Uebersetzungen mit japanischen Gedankengängen in Kontakt, so schneiden wir durch Selektion den "Wust" an wichtiger Umfeldinformation weitgehend weg und verleihen durch Uebertragung unseres Verständnisses von Schriftlichkeit dem japanischen Text möglicherweise viel zu viel Bedeutung. Der japanische Leser weiss aber, wie ich meine, recht gut umzugehen mit viel Text mit wenig Bedeutung.



Ich möchte aus diesen Sachverhalten den Standpunkt ableiten, dass wir unseren Blick nicht eng darauf ausrichten, zu verstehen, oder gar zu wissen, was die andere Seite sagt. Vielmehr sollten wir Techniken zur Annäherung an eine äusserst komplexe Wirklichkeit besser pflegen.

Dazu könnte beispielsweise ein sorgfältig angeleitetes Kennenlernen von Bindungen japanischer Personen an Ort und Zeit gehören, d.h. ihrer Selbstwahrnehmung innerhalb konkreter Kontexte. Vielleicht könnten wir dann auch, durch Perfektionierung unserer lesetechnischen Fähigkeiten, so weit kommen, dass wir den japanischen Umgang mit viel Text mit wenig "Bedeutung" etwas genauer nachvollziehen können. Was für ein "Selbst" will der Autor solcher Texte vermitteln, was schliessen japanische Leser aus diesen Selbstdarstellungen *hinter* der expliziten Aussage?

Ganz besonders bedenken sollten wir aber, dass eine scharfe Wahrnehmungsfähigkeit Voraussetzung für jede erfolgreiche Kommunikation ist. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Zuhören, Zuschauen und Nachdenken auf der japanischen Seite nicht als ganz normale kommunikative Verhaltensweisen aufgefasst würden. Zuhören, Zuschauen und Nachdenken sind ja *auch* Signale, und warum sollten gerade die Signale der äusserlichen Passivität weniger bedeuten als aktive sprachliche Signale?

nothing to break the illusion that intercultural communication will function if only we have academically analysed all the differences correctly.

\*\*\*

Note: It is particularly important to look at the practical solutions to problems of intercultural communication. As a lot depends on the degree of urgency, ways of successful communication are often found that would theoretically have seemed difficult.

The point is for us to draw attention to the levels on which problems and tensions occur, and to the time needed and the type of effort that must be invested once urgency is recognized. Thus innovative material on intercultural communication may, for instance, be found in case studies of individual organizations. Examples are:

A.Jungová, M.Klemm und V.Simeunović: *Škoda auto – Kommunikation in multikulturellen Unternehmen*. Universität Erlangen (Institut für Soziologie) 199 .

G.Schreyögg: "Die Bedeutung der Unternehmenskultur für die Integration multinationaler Unternehmen." In: M.Kutschker (Hg.): *Integration in der internationalen Unternehmung*. Wiesbaden (1998).

M.Heidenreich und G.Schmidt (Hrsg.): *International vergleichende Organisationsforschung. Fragestellungen, Methoden und Ergebnisse ausgewählter Untersuchungen*. Westdeutscher Verlag (Opladen) 1991.

---

*Ackermann, Peter*

"Self" in Japanese Communication  
 Selbstwahrnehmung in japanischer Kommunikation;  
 Erlangen; Peter Ackermann; Diskussionsbeiträge  
 Erlanger Japanstudien, Lehrstuhl für Japanologie,  
 Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg,  
 2002 (Nr. 12)

ISSN: 1430-9688

---

Copyright 2002 beim Verfasser. Das Werk einschließlich  
 aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwen-



**Peter Ackermann**

**"Self " in Japanese Communication  
Selbstwahrnehmung in japanischer  
Kommunikation**



**Diskussionsbeiträge Erlanger Japanstudien**

**Nr. 12**

**Prof. Dr. Peter Ackermann  
Lehrstuhl für Japanologie  
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg**

**2002**